



„Ein Kind ist für mich niemals Systemsprenger“

Manuskript

Systemsprenger: Die Sendung.

Autor: Timo Grampes

Gesprächspartner: Prof. Dr. Menno Baumann, Intensivpädagoge

Redaktion: Thorsten Jantschek

Sprecherin: Marie Kaiser

Online-Aufbereitung: Thomas Groh

Technik: Jan Lütke-Stratkötter

Sendestrecke: Stunde 1 Labor

Sendedatum: 08. Dezember 2019

Sendungs-URL: https://www.deutschlandfunkkultur.de/eskalierende-kinder-und-paedagogik-ein-kind-ist-fuer-mich.3991.de.html?dram:article_id=465061

Urheberrechtlicher Hinweis:

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf vom Empfänger ausschließlich zu rein privaten Zwecken genutzt werden. Jede Vervielfältigung, Verbreitung oder sonstige Nutzung, die über den in den §§ 45 bis 63 Urheberrechtsgesetz geregelten Umfang hinausgeht, ist unzulässig.

© Deutschlandfunk Kultur

Opener: Deutschlandfunk Kultur, Stunde 1 Labor

Collage: Musik und Filmszenen „Systemsprenger“

(Musik, Piepsgeräusche.) - Erzieher: „Hast du einen Knall oder was, Benni? Du beruhigst dich jetzt. Sofort. Ist das klar?“ (Schreien). - Benni: „Erzieher! Fick dich!“ - Erzieher: „Hast du schon mal dein Echo gehört“? Benni: „Nee.“ (Pfeifen.) Erzieher: „Benni!“ (Lachen.) „Probier‘ mal!“ - Benni: „Mama! Mama! Mama! - Mama hasst mich!“

Timo Grampes: Ich darf Ihnen vorstellen: Benni, neun Jahre. Ich bin Timo Grampes und Benni kennen Sie ja vielleicht sogar schon. Über eine halbe Million Menschen haben Benni schon im Kino gesehen in „Systemsprenger“. Im Spielfilm eben über Benni, die ständig eskaliert und die jedes pädagogische Setting sprengt. Ein beeindruckender Film. Da sind sich viele einig. Ein Film, der sogar den Oscar gewinnen könnte. Und das mit einem Thema, zu dem wahrscheinlich jeder gleich ein paar Eingaben hat oder Gesichter vor Augen. Mir geht es mit Blick auf die Schulzeit so. Also, Bilder von Kindern, die aggressiv-ausagierend sind, aber die eben auch sehr harte Lebensgeschichten mitbringen. Wir schauen auf diese Lebensgeschichten. Wir fragen, welche Hilfen nötig und möglich sind. Wir hören einige Fallgeschichten und wir bekommen eine Menge Antworten in dieser Systemsprenger-Sendung. Und zwar von dem Mann, der in Deutschland wohl wie kein zweiter für die Forschung zu Systemsprengern steht. Er hat auch das Filmteam beraten. Menno Baumann ist da. Hallo!

Menno Baumann: Guten Tag!

Grampes: Und damit jeder weiß, mit wem wir es zu tun haben, noch ein paar Fakten zu Ihnen. Professor für Intensivpädagogik an der Fliegener Fachhochschule in Düsseldorf sind Sie. „Intensivpädagogik“ heißt?

Baumann: Die Assoziation „intensiv“ klingt ja immer nach so einer Intensivmedizin, immer ein bisschen mehr. Also von daher ist Intensivpädagogik immer so ein bisschen die Pädagogik, die augenscheinlich ein bisschen spezieller zu sein scheint. Kinder, die besondere Bedürfnisse haben, brauchen auch besonders gute Pädagogik.

Die unterscheidet sich im Großen und Ganzen aber nicht von dem, was allgemein gute Pädagogik wäre. Nur dass es Kinder gibt, die da sehr viel weniger fehlertolerant sind, als andere.

Grampes: Und die fallen dann in diesen Bereich. Sie sind auch Leiter des Therapeutischen Fachdienstes beim Leinerstift. Das ist ein freier Träger der Kinder-, Jugend- und Familienhilfe im ostfriesischen Großefehn. Was tun Sie da?

Baumann: Aktuell ist meine Hauptaufgabe, ein interdisziplinäres Team aus Pädagogen, Psychologen und Psychotherapeuten zu begleiten, zu leiten, die unsere Wohngruppen und unsere pädagogischen Angebote unterstützen.

Grampes: Sie switchen regelmäßig also nicht nur zwischen Düsseldorf und Großefehn, sondern auch zwischen Theorie und Praxis. Warum?

Baumann: Weil ich immer bei diesen Themen, mit denen ich mich beschäftige, habe, gedacht habe: Wenn ich den Kontakt zu dem verliere, was es bedeutet, wenn ich die tägliche Arbeit darin verliere, dann kann ich das auch nicht seriös abarbeiten in einem wissenschaftlichen Sinne. Von daher war mir die Praxisführung immer zu wichtig. Und das Zweite ist, dass mir die Arbeit mit den Kindern und Jugendlichen und vor allen Dingen mit den Pädagogen im Feld auch viel zu viel Spaß gemacht hat. Also, ich hätte mir nie vorstellen können, nur Hochschullehrer zu sein.

Grampes: Im Feld waren Sie ja auch lange als Sonderschullehrer. Und dann noch ein Fakt. Es gibt ein aktuelles Buch von Ihnen, daraus hören wir Fallbeispiele: „Kinder, die Systeme sprengen, Band 2“. Sprechen wir erstmal darüber, wer genau eigentlich Systemsprenger sind und welches Konfliktpotenzial der Begriff hat. Also, wann ist ein Kind für Sie denn ein Systemsprenger? Und vielleicht machen wir das auch gleich an Benni fest aus dem Film.

Baumann: Ein Kind ist für mich niemals Systemsprenger. Sonst würde der Film auch „Systemsprengerin“ heißen. Da ist sich eine Regisseurin, Mitte 30, durchaus der gendergerechten Sprache bewusst. Das Wort „Systemsprenger“ steht eindeutig in der Mehrzahl. Aus meiner Sicht ist „Systemsprenger“ die Bezeichnung für ein Prozessgeschehen, an dem es viele Beteiligte gibt. Im Mittelpunkt steht in der Regel ein Kind.

Aber zu sagen, das Kind ist ein Systemsprenger, ist in etwa so originell als etwa wenn ein Arzt sagt, hier liegt unser Schädel-Hirn-Trauma nach Sturz. Im Krankenhausbett liegt ein Mensch und der hat aus medizinischer Perspektive ein Schädel-Hirn-Trauma mit Sturz, aber er ist kein Schädel-Hirn-Trauma nach Sturz. Und das ist im Prinzip bei den Systemsprengern eine ähnliche Geschichte. Das Kind in seiner Lebensgeschichte und innerhalb der pädagogischen Hilfen eskaliert. Und das hängt von vielen Faktoren ab. Von der Biographie des Kindes, aber natürlich auch von Systembedingungen. Also, ich sage mal, wenn ein Klassenlehrer das Glück hat, über Jahre dieselbe Klasse zu haben. Er hat eine gute Klassengemeinschaft. Er hat vielleicht nur 20 statt 28 Schüler drin. Dann kann in einer solchen Klasse ein im Verhalten schwieriges Kind sicherlich besser zurechtkommen, als bei ständig wechselnder Lehrerschaft, Vertretungssituationen, lange krankgeschriebenen Klassenlehrern, schlechter Stimmung im Kollegium, hoher Stressfaktor der Kinder untereinander. Dann kann so ein ganz normales, ich sage mal, „Feld-, Wald- und Wiesen-ADHS“, der Tropfen sein, der alles zum Überlaufen bringt. Und dann geht plötzlich gar nichts mehr. Das heißt, der Faktor liegt nicht alleine im Kind. Und das ist etwas, was man bei Benni sehr schön sieht. Benni hat natürlich Verhaltensspitzen. Und macht Dinge, von denen man sagen muss, das geht so nicht. Ist anderen Menschen nicht zumutbar. Das bringt Erzieher auch an ihre Grenzen, wenn man das jeden Tag immer und immer wieder macht.

Grampes: Gewalt vor allen Dingen?

Baumann: Genau. Gewalt. Aber den Michael überwältigt sie ja anders. Der kann mit ihrer Gewalt gut umgehen.

Grampes: Der Erzieher?

Baumann: Der Erzieher Michael, mit dem sie in den Wald geht. Der kann mit ihrer Gewalt ganz gut umgehen, aber da schmeißt sie sich dann emotional so dicht heran, dass er überfordert ist. Und das ist so dieser Aspekt: Einerseits haben wir die Verhaltensweisen des Kindes, andererseits haben wir ein völlig hilfloses Helfersystem, das häufig gar nicht weiß, wonach es sucht. Und selbst, wenn es weiß, wonach es sucht, dieses oft gar nicht findet.

Es gibt auch gar nicht immer das spezielle Angebot. Und dann weiß man gar nicht, was brauche ich denn, um diesem Kind zu helfen? Weil ich gar nicht die Zeit habe, diese Frage zu stellen. Sondern ich muss bis nächsten Freitag einen Platz haben, wo dieses Kind wohnen kann. Und da nehme ich irgendwas. Ich finde diese Szene im Film wunderschön, wo Benni in der zweiten Wohngruppe vorgestellt wird. Da sind acht andere Kinder. So wie man das auf den ersten Blick sieht, alles liebe, brave Kinder. Sie kommt dort als neuntes Kind und dort ist ein Erwachsener. Der hat aber noch keine Akte und nichts gelesen. Da hat er keine Zeit für. Das kann mir kein Mensch erzählen, dass irgendjemand geglaubt hat, dass das gut geht. Aber es ist der Mangel an Alternativen. Und das sind die Aspekte, wo man sagen muss, das System dreht an den Schrauben genauso kräftig mit wie das Kind.

Grampes: Nichtsdestotrotz ist es ja ein Unterschied, ob ein Kind ein Verhalten zeigt, das auffällig ist - oder ob es ein Verhalten zeigt, in dem es nicht mehr zu halten ist in einem Setting. Wo verläuft diese Grenze?

Baumann: Die Grenze verläuft einerseits an der Tragfähigkeit des Systems. Das, was in dem einen Setting geht, geht in dem anderen Setting nicht. Das, was der eine Erzieher gut aushalten kann, ist für den anderen Erzieher eine Überforderungssituation. Und andererseits gibt es natürlich schon auch Verhaltensweisen, die sind sehr, sehr schwer zu handhaben. Also, ich sage mal, Gewalt ist so ein Klassiker. Wenn ich mit einer Gruppe von Kindern arbeite, dann ist ein gewalttätiges Kind ein Problem. Ich habe einen Schutzauftrag für die anderen Kinder. Und es macht auch etwas mit den anderen Kindern, wenn die permanent erleben, dass das Kind zum Beispiel den Erwachsenen angreift. Dann habe ich ganz schnell ein Problem. Unabhängig davon, ob ich ein guter Pädagoge bin oder nicht. Ähnliche Phänomene haben wir, wenn zum Beispiel ein starkes Suchtverhalten vorliegt. Da habe ich pädagogisch nur begrenzt Einfluss darauf. Suchtverhalten hat leider auch einen Ansteckungscharakter. Dann kriege ich Schwierigkeiten mit den Eltern der anderen Kinder und und und. Wir haben die Kinder, die sich entziehen, die weglaufen, die einfach nicht da sind. Wie soll ich ein Kind erziehen, das nicht da ist? Und in Einzelfällen, wenn wir wirklich so in den präpsychiatrischen Bereich gehen, sind auch Selbstverletzungen Phänomene, an die man in der Pädagogik schwer herankommt.

Aber wenn ein Kind dieses Verhalten zeigt, ist es noch nicht automatisch ein Systemsprenger. Sondern Systemsprenger wird es, wenn es das Verhalten in einem Kontext zeigt, der dieses Verhalten nicht aushalten kann.

Grampes: Von wie vielen betroffenen Kindern und Jugendlichen kann man ausgehen?

Baumann: Also, wenn ich mir die Zahlen angucke, die ich in meinem Forschungsprojekt habe - daher die Formulierung „Kinder, die Systeme sprengen“, das war damals der Name unseres Forschungsprojektes in Oldenburg noch - und die vergleiche mit den Erfahrungswerten, die der Kollege Mathias Schwabe aus Berlin ermittelt hat. Dann komme ich darauf, dass etwa fünf bis acht Prozent der Jugendhilfe-Klientel Phasen hat, in denen sie keinen guten Ort findet. Wo man also sagen könnte, zu dieser Phase zeigt sich das Kind als Systemsprenger. Wenn ich das hochrechne in Zahlen... wir haben etwa 150 000 Kinder in der stationären Jugendhilfe... wenn ich da fünf bis acht Prozent rechne, dann sehe ich, dass das so um die 5 000 Kinder etwa deutschlandweit sein könnten.

Grampes: Das klingt nach wenig. Aber die pädagogische Herausforderung spiegelt das nicht gerade, oder?

Baumann: Da sind wir wieder bei der Frage der Definition, genau. Also das eine ist, es klingt nach relativ wenig, andererseits sind diese Kinder unglaublich präsent. Weil sie ja so oft weg sind. Das heißt, wenn 5 000 Kinder in ganz Deutschland unterwegs sind, kann man mal durchzählen, wie lange es dauert, bis jeder Pädagoge in seinem Alltag einem begegnet. Das habe ich damals für Niedersachsen ausgerechnet. Mindestens alle zwei Jahre bin ich als Pädagoge mit einem solchen Kind massiv konfrontiert. Und das hinterlässt Eindrücke. Von daher ist das Thema in der Praxis sehr, sehr drängend.

Grampes: Um die 5 000 betroffene Kinder und Jugendliche. Also, das sind Kinder und Jugendliche, die schon in einem Hilfesystem drinnen sind. Benni im Film ist ein Mädchen und dazu noch extrem auf die Farbe Pink getrimmt. Da frage ich mich: Nimmt der Film ein Mädchen, weil das Publikum gemeinhin einen Jungen erwartet hätte, auf Basis der Annahme, dass eher Jungs Systemsprenger sind? Oder ist das ein Irrtum und Mädchen sind da zahlenmäßig gleichauf?

Baumann: Wenn man sich das in der Realität anguckt, Jungs und Mädchen sind absolut gleichauf. Mädchen sogar mit einem leichten Überhang. Von daher, die Mädels sind da, ich sage mal, gerade in der Pubertät, gut bei der Sache. Aber warum der Film ein Mädchen nimmt, ist eine ganz andere Geschichte. Das hat etwas mit der Idee von Nora Fingscheidt zu tun, schon immer mal einen Film über ein wütendes Mädchen drehen zu wollen.

Grampes: Die Regisseurin.

Baumann: Die Regisseurin, genau. Und als sie dann in einem Dokumentarfilm über eine Obdachlosen-Einrichtung für erwachsene Frauen auf ein 14-jähriges Mädchen in dieser Obdachlosen-Einrichtung gestoßen ist, weil es keine Kinder- und Jugendeinrichtung gab, die aufnehmen wollte - da war für sie sowohl der Begriff „Systemsprenger“ als auch klar, ich schreibe einen Film über ein Kind, über ein sehr junges Mädchen.

Grampes: Der Film schafft eine sehr sensible Gratwanderung. Macht keine Anklagen. Belastet niemanden. Gibt niemandem die Schuld. Das ist die ganz große Stärke für mich gewesen dieses Films. Und er lässt auch offen, in welchem sozialen Milieu wir uns befinden. Wir können erahnen, dass die Mutter ein auch eher schwieriges Leben hat. Aber da ist auch so ein bisschen eine offene Klammer. Gibt es denn dazu Gewissheiten, aus welchen sozialen Milieus die betroffenen Kinder und Jugendlichen überwiegend kommen?

Baumann: Insgesamt haben wir im gesamten pädagogischen System der intensiveren Hilfen, sobald ich in die soziale Arbeit und in die Sonderpädagogik komme, überdurchschnittlich häufig mit Familien zu tun, die über Generationen hinweg von Armut betroffen sind. Die sogenannten „Systemsprenger“ sind in allen gesellschaftlichen Schichten genau gleich vertreten. Prozentual gesehen gibt es genau so viele Kinder, die sich extrem schwierig zeigen aus reichen, gut situierten Familien. Also Armut ist kein spezieller Risikofaktor für Systemsprenger-Sein. Sondern Armut ist ein Faktor für Hilfe brauchen.

(Instrumental, 29 Sek.)

Grampes: Erinnern Sie sich noch an Ihren ersten Kontakt mit einem hochbelasteten, aggressiv-ausagierenden Kind oder Jugendlichen im Berufsleben?

Baumann: Im Berufsleben erinnere ich mich daran sehr gut, weil das hat mich ja letztendlich zu diesem Thema gebracht. Also natürlich ist das so, dass man als Pädagoge an so ein Thema... das sucht man sich nicht mal eben aus der Literatur, sondern man stolpert über ein Kind und will das nicht akzeptieren.

Grampes: So war das bei Ihnen?

Baumann: So war das bei mir, ganz klar. Ich habe damals nach dem Studium berufsbegleitend promoviert. Zu einem völlig anderen Thema. Also, ich habe im Bereich der Hirnforschung promoviert und war dann als Lehrbeauftragter an der Universität Oldenburg. Und dann bin ich in meiner beruflichen Praxis über ein Kind gestolpert. Im wahrsten Sinne des Wortes. Und das war bei uns ganz spannend. Wir waren eine sehr ländlich gelegene Förderschule, in der ich damals gearbeitet habe. Und dieses Kind wechselte ständig die Wohngruppe. Aber immer in unserer Region, sodass es bei uns an der Förderschule blieb. Auch gezielt, weil man dachte, in der Schule läuft es, dann verändern wir mal nicht alles, sondern suchen neue Heime, die in der Richtung waren. Und das hat mich unglaublich irritiert, dass dieser Junge alle zwei Wochen umziehen musste. Und ich dachte nur: Was für ein Stress! Ich war in den letzten drei Jahren damals zwei Mal umgezogen und fühlte mich total angestrengt. Und dieser Junge zog alle zwei Wochen um. Das hat mich total genervt. Bis er dann irgendwann richtig, richtig weit weggeschafft wurde - und ich total unzufrieden war, weil ich den Eindruck hatte, ich war gerade mit ihm an einer guten Stelle. Und das habe ich in einem Gespräch mit dem damaligen Lehrstuhl-Inhaber in Oldenburg, mit Manfred Wittrock, besprochen. Und dann sagte der: Du, wenn es dich interessiert - erforsche es doch! Und dann war die Idee geboren. Dann habe ich dieses Forschungsprojekt gemacht. Und ab dem Moment, an dem ich an dem Thema dran war, wollte ich das Hilfesystem verändern, damit auch für diese Kinder Plätze geschaffen werden können, wo sie einfach sein dürfen.

Grampes: Das klingt so einfach.

Baumann: Ja, wobei man sagen muss, das hat sich fast so ergeben. Ich habe dann bei diesem Forschungsprojekt überlegt, was bräuchte ich dafür. Habe einen Entwurf geschrieben und dann plötzlich waren Fördergelder da und das Forschungsprojekt lief. Ich hatte dann irgendwann eine halbe Stelle an der Universität Oldenburg, war mit der anderen Hälfte weiterhin in der Praxis. War mittlerweile vom Schulsystem in die Jugendhilfe gewechselt und da hatte ich dann eben diese Kinder. Und dann kam natürlich auch diese Forderung: Hey, du schreibst Artikel, du erforschst das. Du glaubst, du weißt, wie es geht. Dann mache es doch einfach. Ich hatte die Kinder da. Für die haben wir individuelle Hilfen gebaut. Es waren Mitarbeiter da, die gesagt haben: Jawoll, wir machen das mit dir zusammen. Und dann war dieser Bereich da und wir mussten ihm in Prinzip nur noch einen Namen geben. Und so hat sich das entwickelt und irgendwann war es dann ein Selbstläufer.

Grampes: Das heißt aber auch, Sie sind ständig mit sehr herausfordernden Schicksalen konfrontiert. Und in Ihrem aktuellen Buch zitieren Sie eine Studie, die ist noch in Arbeit, da sind Sie daran beteiligt. In der steht, dass von den pädagogischen Kräften, die in intensivpädagogischen Settings arbeiten, ein Drittel häufig bis täglich darüber nachdenkt, den Arbeitgeber oder sogar den Beruf zu wechseln.

Baumann: Das gilt erschütternder Weise für die gesamte soziale Arbeit. Das war noch nicht mal eine Studie nur im Intensivbereich. Das ist so ein bisschen der Punkt. Die Arbeitsbedingungen in der sozialen Arbeit sind aktuell nicht besonders gut. Und das ist aus meiner Sicht die dringlichste Baustelle. Die meisten Hilfen scheitern an Erschöpfung der Mitarbeiter - und nicht an dem, was das Kind tut.

Grampes: Aber Sie hat das nicht abgeschreckt. Warum?

Baumann: Nein, das war die Lernerfahrung, die ich gemacht habe. Ich hatte eine Idee, was ich pädagogisch mit diesem Kind tun müsste. Ich hatte Mitarbeiter, die gesagt haben, wir probieren das. Dann haben wir das probiert. Ich habe ganz schnell festgestellt, boah auch wenn die das wollen-. Auch wenn die das super gut machen, das ist verdammt anstrengend. Die Kinder bleiben anstrengend. Die sind ja nicht morgen früh brav, nur weil wir jetzt beschlossen haben, wir machen ab jetzt vieles richtig. So, das bleibt einfach eine extrem belastende Arbeit. Und meine Erfahrung war, viel wichtiger als die Frage, was machen wir denn mit dem Kind? -.

War die Frage, wie unterstütze ich denn die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, um das aushalten zu können? Und letztlich ist es bei mir auch einfach so, ich nenne das scherzhaft auch immer: Das Wissenschaftler-Gen. Ich wollte einfach wissen: Geht das?

(Trenner/ Piepston)

Grampes: Hoch belastete Kinder und Jugendliche, die eskalieren, die mit dem Schul- und Hilfesystem crashen - ja, mit der ganzen Gesellschaft crashen und die Gesellschaft mit ihnen - die sogenannten „Systemsprenger“ sind das berufliche und wissenschaftliche Lebensthema von Ihnen, Menno Baumann. Was ist denn für Sie, bevor wir jetzt gleich in die Fallgeschichten gehen-. Was ist denn für Sie der wichtigste Ansatz, um diese Kinder und Jugendlichen zu verstehen? Wie versuchen Sie das als Wissenschaftler?

Baumann: Aus meiner Sicht brauchen wir eine gute, sehr professionelle und sich Zeit nehmende pädagogische Diagnostik. Damit meine ich nicht, ich muss wissen, welche Diagnose ein Kinder- und Jugendpsychiater stellen würde. Die sagt mir nämlich pädagogisch gar nicht so viel. Sondern für mich ist wichtig, ich muss ein Stück weit die Sinnhaftigkeit des Verhaltens entschlüsseln. Ich muss überlegen: In welchem biografischen Kontext sind diese Verhaltensstrategien, die das Kind zeigt, entstanden? Im Prinzip könnte man sagen: Unter welchen Bedingungen wäre es normal, sich so zu verhalten? Und wenn ich das rekonstruiert habe, dann hat das für mich so den Effekt, dann verliert das Ganze so ein bisschen seinen Schrecken. Das Kind ist nicht mehr unberechenbar. Und das Kind ist mir auch nicht mehr unsympathisch. Ich habe eine ganz, ganz große Ehrfurcht vor diesen Kindern. Was die alles aushalten können und was die alles leisten können. Welche unglaubliche Stärke, was die zum Teil auch mit sich bringen, bei aller Zer- und Gebrochenheit. Und diese ganzen Aspekte, die muss ich ein Stück weit für mich deutlich machen, um ein Bild zu haben, das es mir ermöglicht, mit dem Kind gemeinsam eine Perspektive nach vorne zu entwickeln. Es geht auch nicht darum, als Fachmann zu wissen, was gut ist - sondern ich muss mit dem Kind gemeinsam einen Weg finden, der für uns beide gangbar ist.

Grampes: Wie funktioniert denn die Rekonstruktion?

Baumann: Die Methode, die wir entwickelt haben und die ich favorisiere, ist die verstehende subjektlogische Diagnostik. Wo man wirklich versucht, erstmal die Lebenssituation eines jungen Menschen aufzuschlüsseln. In welchen Lebensräumen bewegt der sich? Welche Spielregeln gelten in diesen Lebensräumen? Wie interagieren die Menschen dort miteinander? Wie interagieren die Menschen mit anderen Menschen aus anderen Lebensräumen, in denen der junge Mensch sich bewegt? Wenn ich das aufgeschlüsselt habe, dann werfe ich den Blick zurück auf das Verhalten des Kindes und gucke, wo hat das Verhalten dieses Kindes innerhalb dieser Systeme seinen Ort. Und dann gehe ich in die Hypothesenbildung. Dann gehe ich tatsächlich in die Frage hinein, welche Funktion erfüllt dieses Verhalten dieses Kindes? In jeder Biographie kann ich natürlich Strategien finden, wie der Mensch mit seiner Lebenserfahrung sein Leben bewältigt. Und das gilt für Kinder, die Systeme sprengen, genauso wie für jeden anderen Menschen auch.

Grampes: Und das bedeutet unter anderem, dass Verhaltensweisen, die gesellschaftlich unerwünscht sind, eine Ressource sein können für ein Kind in einem Moment, ein Schutz sein können?

Baumann: Die können für das Kind eine Ressource und ein Schutz sein. Die können auch für die Gesellschaft eine Ressource sein. Also, nehmen wir nur mal so Figuren wie Martin Luther King. Der war definitiv ein Systemsprenger. Seine Kraft und sein unbändiger Widerstand gegen ein System, von dem er gesagt hat, das kann so nicht sein und bleiben - auch, wenn es gültige Rechtsprechung in unserem Land ist - war für die Gesellschaft weltweit eine Ressource.

Grampes: Martin Luther King ist allerdings nicht als Fallbeispiel in Ihrem Buch: „Kinder, die Systeme sprengen, Band 2“. Wir machen das jetzt mal konkret und hören Fallgeschichten. Die sind anonymisiert und verfremdet. Die geben aber die Fälle sinngemäß so wieder, wie sie gelaufen sind. Und zum Einstieg gibt es eine Geschichte, die erzählt von Chris.

Sprecherin (Fallgeschichte 1, Chris): *Chris ist seit 14 Tagen in einer Tagesgruppe. Jeden Tag, wenn er kommt, wird er durch seinen persönlichen Betreuer begrüßt und darauf hingewiesen, er möge seine Straßenschuhe ausziehen und die im Regal stehenden Hausschuhe anziehen. Heute kommt er von einem Ausflug aus dem Wald zurück in die Tagesgruppe. Als er gemeinsam mit einem anderen Kind aus dem Auto springt, läuft er schon einmal vor Richtung Tür, während sein persönlicher Betreuer noch die Rucksäcke aus dem Kofferraum holt. Der andere Junge bleibt im Eingangsbereich stehen und zieht seine dreckigen Gummistiefel aus. Chris dagegen marschiert direkt ins Haus und lässt sich genüsslich auf ein Sofa fallen. Als eine Erzieherin ihn bemerkt, fragt sie entsetzt: „Warum hast du deine Hausschuhe nicht angezogen?“ Chris antwortet ganz erstaunt: „Das habt ihr mir nicht gesagt.“ Die Erzieherin sagt: „Du weißt ganz genau, dass du die Hausschuhe anziehen sollst und nicht mit Straßenschuhen hier hereindarfst. Alles muss man dir dreimal sagen. Du gehst jetzt sofort zur Tür und ziehst die Hausschuhe an. Dann holst du einen Feger und machst den Dreck weg. Sonst kannst du die Spielphase heute vergessen. Mach jetzt.“ Chris beginnt laut zu kreischen. Als sein Betreuer hereinkommt und Chris von hinten lautstark auffordert sofort mit dem Schreien aufzuhören, dreht Chris sich um und schlägt ihm mit der Faust gegen den Brustkorb. Der Betreuer wehrt die Schläge ab und schiebt Chris von sich weg, woraufhin Chris sich hinwirft und mehrfach seinen Kopf auf den Boden schlägt. Beim Versuch, ihn aus dem Raum zu bringen, schlägt Chris um sich und beißt der Erzieherin in die Hand. Als der Junge von seinem Pflegevater abgeholt wird, sagt Chris' Betreuer zu seiner Kollegin: „So kann das nicht weitergehen. Jedes Mal, wenn wir etwas Schönes machen, flippt Chris hinterher aus.“*

Grampes: So, mir geht das hier alles sehr schnell. Wie kann es in gefühlt 30 Sekunden zum Kopf aufschlagen kommen, wenn es eigentlich nur um Schuhe ausziehen geht?

Baumann: Letztlich ist das, was Chris zeigt, ja dieses typische Muster. Menschen, die in völliger Orientierungslosigkeit und Hilflosigkeit sind, tun Dinge, um die Situation beherrschbar zu machen. Ich bin selber mal in so einer Situation gewesen.

Das war in Irland unter den Bedingungen des Linksverkehrs, an einem Kreisverkehr. Der ganze Rest der Welt tat Dinge, die ich nicht verstanden habe. Ich wurde von hinten behaupt. Gleichzeitig habe ich nicht verstanden, wie funktioniert die Vorfahrtsregel. Also mein Impuls, einfach das Gaspedal durchzudrücken, die Augen zu schließen und es war mir völlig egal was passiert, der hat keine 30 Sekunden gedauert. Das, was Chris zeigt, ist eigentlich eine normale Reaktion auf Menschen, die in existenzielle Überforderung geraten. Chris gehört zu diesen Kindern und Jugendlichen, die einfach im Hier und Jetzt die Kontrolle verlieren, nicht mehr wissen was mit ihnen passiert - und nur noch aus dieser Situation herauswollen.

Grampes: Eskalation als Kontrolle akuter situativer Unsicherheiten, so nennen Sie das.

Baumann: Ganz genau so haben wir das wissenschaftlich benannt. Richtig. Und das ist eben so dieser Punkt. Was das Fallbeispiel zeigt, sind diese typischen Verlaufsmuster. Chris ist nicht in der Lage zu erkennen, dass Dinge, die regelmäßig wiederkehren, tatsächlich immer regelmäßig wiederkehren. Also, diese wunderschöne Szene... nur, weil ich 20 Mal die Schuhe ausgezogen habe, hat Chris noch nicht verstanden, dass man immer die Schuhe auszieht. Warum lernt ein Kind so etwas nicht? Das kann ganz unterschiedliche Gründe haben. Das reicht von organischen Beeinträchtigungen wie dem Fetal-Alkoholsyndrom bis zu Aspekten wie, wenn Chris in einem Haushalt mit einem psychotischen Elternteil aufgewachsen ist - dann war die Welt für ihn immer unberechenbar. Warum sollte er plötzlich in einer pädagogischen Einrichtung kapieren, dass die Welt hier berechenbar ist? Seine Lebenserfahrung ist, die Welt ist unberechenbar. Und seine Lebenserfahrung ist, wenn die Welt unberechenbar ist, dann muss ich auf mich aufpassen. Und so ergreift er Sicherheitsvorkehrungen. Die Erzieherin in dieser Szene reagiert darauf ziemlich unverständig, weil sie solche Muster nicht oft erlebt. Und weil sie davon ausgeht, eigentlich muss die Situation für Chris klar sein. Und mit ihrem Redeschwall und mit ihrem Versuch und auch mit der angedrohten Sanktion, bringt sie Chris noch mehr in die Überforderung.

Grampes: Die Wenn-Dann-Pädagogik.

Baumann: Genau. In dieser Logik des Wenn Danks-. Chris ist nicht im Dann. Chris ist im Hier und Jetzt. Das heißt, was in zwei Stunden mit seiner Spielzeit ist, interessiert ihn nicht. Er ist im Hier und Jetzt gefangen und will dann nur noch raus. Das sind existenzielle Ängste, die aufgrund von traumatischen Ur-Erfahrungen aus diesen Kindern herausbrechen. Und in diesen Momenten scheitert alles, was wir vorher in unserer Ausbildung, unserem Studium über Erziehung gelernt haben. Er wird immer aufgeregter und rastet aus. Und dieser letzte Hinweis darauf, dass es auch noch in einem Zusammenhang mit schönen Erlebnissen steht, das ist für einige Kinder gar nicht so untypisch. Es gibt relativ viele Kinder, die dann die größten Krisen haben, wenn eigentlich gerade Situationen entstehen, in denen sie sich wohlfühlen könnten, in denen sie sich sicher fühlen könnten - weil das ihrer bisherigen Lebenserfahrung radikal widerspricht. Wir stehen kurz vor Weihnachten. Und wir wissen alle, es gibt Familien, für die ist das die schrecklichste Zeit des Jahres. Das heißt, je wärmer die Lichter, je leckerer es nach Keksen riecht, desto gefährlicher wird die Welt für ein Kind. Und die eigene Familie ist für Kinder nun mal leider der gefährlichste Lebensraum überhaupt. Also, wir haben immer Angst vor dem unbekanntem Täter auf dem Spielplatz. Die allermeisten Kinder werden innerhalb der eigenen Familie Opfer. Dann kommt lange Zeit nichts. Dann kommt irgendwann der Schulhof. Dann kommt nochmal lange Zeit nichts. Und dann kommt der Fall, den wir in der Zeitung lesen. Und das ist dieser Aspekt. Wenn Chris tatsächlich gelernt hat - und das ist eines der Fallbeispiele, wo das auf den Originalmenschen, der da dahintersteht, zutrifft - dass die Welt gerade dann gefährlich wird, wenn man sich eigentlich wohl fühlt, man sich eigentlich auf nichts verlassen kann und die Menschen, die einem sagen, ich habe dich lieb, die gefährlichsten Menschen dieser Erde sind... dann sind solche Szenen, wie sie hier beschrieben werden, wirklich Abläufe, die in Sekundenschnelle hochgehen.

Grampes: Aber ich verstehe auch richtig, dass bei Kindern und Jugendlichen, die eskalieren, um situativ eine Kontrolle zu bekommen, wie Chris das jetzt getan hat, es eigentlich schon hilft, immer wieder klar zu machen, was die Regeln sind, was gesellschaftlich erwünscht ist? Und dass dafür teils wenig Bewusstsein ist, was dieses gesellschaftlich erwünschte Verhalten ist, weil zuhause nicht gelernt?

Baumann: Genau. Die meisten Regeln, die wir über Sozialverhalten wissen, haben wir nicht gelernt, weil sie uns jemand gesagt hat. Sondern die haben wir im Vorbeigehen mitgenommen, weil wir sie beobachtet haben. Ein Kind beobachtet, wie Menschen miteinander sprechen. Ein Kind beobachtet, wenn meine Eltern sich mit jemand anderem unterhalten. Wie dicht gehen die heran? Wieviel Abstand halten die? Wir alle kennen diese Regel. Wir bemerken es erst, dass wir diese Regel kennen, wenn jemand diese Regel bricht. Also, wenn jemand uns unangenehm nahekommt. Wenn in einer U-Bahn wir einziger Fahrgast sind und plötzlich kommen zwei andere Leute herein und setzen sich direkt neben mich und nehmen mich in die Mitte. Da merke ich sofort, die haben eine soziale Regel gebrochen. Das ist aber keine soziale Regel, die die Evolution uns in die Gene gelegt hat, sondern die wir in unserem Miteinander entwickeln und die Menschen durch Beobachtung lernen.

Grampes: Das klingt jetzt aber so, als wäre es eigentlich ganz gut machbar, da eine Entwicklung mit einem Kind oder Jugendlichen zu gehen. Durch ein regelmäßiges Gespräch. Vorausgesetzt natürlich, man ordnet diese Situation dementsprechend ein.

Baumann: Gespräch ist das eine. Für mich ist das wichtigste, bei diesen Kindern, dass man die Situation, in denen es eskaliert, aushält. Sicherheit herstellt, ohne zusätzliche Stressoren zu schaffen. Diese Kinder muss man tatsächlich aushalten, weil ich kann es nicht verhindern, dass die überfordert sind. Und der zweite Schritt ist der, durch ganz viel Regelmäßigkeit-. Diese Kinder brauchen ganz konstante Bezugspersonen, die immer möglichst die gleichen sind. Also, das ist in der Schule ein typischer Effekt, der Klassenlehrer ist nicht da. Beim Fachlehrer wird es unruhig. Dann ist die ganze Klasse unruhig, aber dann flippt ein Junge wie Chris hemmungslos aus, weil er nicht mehr weiß, wo es lang geht. Das heißt, diese Kinder brauchen Personalkonstanz, brauchen enge Begrenzung, die brauchen gute Ritualisierung, regelmäßige Abläufe - und dann können die sich ganz gut entwickeln. Aber jede neue Lebenssituation ist wieder eine neue Krise.

(Instrumental, 31 Sek.)

Grampes: Wir sprechen über die nächste Gruppe von Kindern. Eine Kategorie, die Sie beobachten in Ihrer Praxis. Da ist die Logik, dass Eskalation ein Kampf ist um Autonomie gegen das Erziehungssystem. Wie funktioniert diese Kategorie?

Baumann: Das ist sicherlich eine der komplexesten Kategorien von der Psychodynamik her. Ich sage mal so: Die erste Gruppe von Kindern, das ist überschaubar. Diese Kinder gibt es relativ viel und da kann man mit Sicherheit viel helfen. Die zweite Gruppe sind Kinder und Jugendliche, die sind Profis darin, Situationen und andere Menschen zu lesen. Weil sie immer gelernt haben, ich muss auf der Hut sein. Und je besser ich die anderen einschätzen kann, umso handlungsfähiger bin ich. Aber sie wollen sich nicht unterstützen lassen. Das heißt, sie wenden ihre ganze Energie gegen die Hilfe. Das kann sehr unterschiedliche Gründe haben. Der häufigste Grund ist, es gibt ein unausgesprochenes, aber doch deutliches innerfamiliäres Verbot. Das ist zum Beispiel der Fall, wenn ein Kind gegen den Willen seiner Eltern und gegen den eigenen Willen vom Jugendamt in Obhut genommen wird. Es gibt Situationen, in denen das sein muss. Das bedeutet aber, wenn das Kind in der Einrichtung, in der Wohngruppe sich wohl fühlt, dann hieße das ja, das Jugendamt und der Familienrichter haben Recht gehabt. Und das darf nicht sein. Und dann beginnt das Kind zu kämpfen. Und sagt, ich zeige euch, dass es mir hier viel schlechter geht als zuhause. Dieses Kind will nicht, dass Erzieher zu ihm nett sind. Weil es will ja das Bild bestätigt haben, alle Helfer sind böse, weil alle Helfer sind gegen Mama oder Papa. Und das sind diese loyalitätsverstrickten Kinder.

Grampes: Unbewusst, versteht sich.

Baumann: Unbewusst. Es gibt auch wenige, die das auf dem Schirm haben. Die sind dann sehr, sehr intelligent. Aber bei den meisten Kindern sind das Motive, die die Kinder nicht bewusst haben. Wenn man aber mit ihnen in Dialog geht, dann können die das durchaus so benennen.

Grampes: Wir hören jetzt die Geschichte von Katja. Katja, die ihr Zuhause verliert, ihr familiäres Zuhause, das sie in ihren ersten neun Lebensjahren überwiegend hat - das aber auch nie wirklich ein Ort der Geborgenheit ist.

Sprecherin (Fallgeschichte 2, Katja): Die ersten beiden Jahre leben Katja und ihre Mutter mit dem leiblichen Vater von Katja in einem Haushalt. Die Beziehung ist laut Aktenlage von Streit und Gewalt geprägt. Nach mehreren Meldungen durch Familienangehörige wird das Jugendamt auf die Familie aufmerksam. Um sich von dem Stress zu erholen, reist die Mutter ohne ihre Familie in einen nordafrikanischen Staat, wo sie sich in einen Mann verliebt. Sie bleibt kurzerhand dort. Der überforderte Vater gibt Katja daraufhin in eine Pflegefamilie. In den folgenden zwei Jahren bekommt die Mutter eine weitere Tochter. Schließlich kehrt sie, zum dritten Mal schwanger, nach Deutschland zurück. Katja zieht wieder zu ihrer Mutter. Kurz danach wird ihr Bruder geboren. Die Mutter geht schnell eine neue Beziehung ein und wird wieder schwanger. Das Baby, ein Mädchen, wird nach der Geburt durch das Jugendamt in Obhut genommen. Bei Katjas Mutter wird die Diagnose Borderline vermutet, aber nie offiziell diagnostiziert. Katja und ihre erste Schwester verbleiben im Haushalt der Mutter. Der Bruder wechselt zwischen dem Haushalt der Mutter und den Großeltern hin und her. Die jüngste Schwester wächst in einer Pflegefamilie auf, verbringt aber einmal im Monat ein Wochenende mit der Familie. Die Beziehung zwischen Katja und ihrer Mutter ist stark geprägt durch die vielen Krisen, die die Beziehungswechsel der Mutter auslösen. Katja muss schon im Kindergarten-Alter Verantwortung für ihre Geschwister übernehmen - teilweise nachts. Kommt die Mutter nach Hause und eines der jüngeren Kinder ist eingenässt oder weint, schlägt sie Katja. Als Katja sieben ist, muss sie morgens vor der Schule ihre jüngere Schwester für den Kindergarten fertig machen und sie hinbringen. Sie erhält von ihrer Mutter den Auftrag, der Schwester mit der Hand ins Gesicht zu schlagen, wenn diese nicht gehorcht. Als die Erzieherinnen das beobachten und Katja zur Rede stellen, erzählt sie freimütig die Situation. Ihre Mutter äußert anschließend in einem Klärungsgespräch beim Jugendamt, sie sei sehr enttäuscht von ihrer Tochter, dass sie nicht einmal kleine Aufgaben zur Unterstützung übernehmen könne und nun auch noch im Kindergarten völlig übertrieben habe. Ambulante Hilfen werden eingesetzt und Katja kommt in eine teilstationäre Jugendhilfe-Maßnahme. Hier fällt von Anfang an auf, dass Katja sich um andere Kinder kümmern will und sich als eine Art Hilfserzieherin aufspielt. Darauf angesprochen, bricht sie weinend zusammen und

entschuldigt sich oftmals, alle enttäuscht zu haben. Ihr Verhalten ändert sie aber nicht. Ihre harten Bestrafungsmaßnahmen gegenüber anderen Kindern behält sie bei. Schlägt ihnen ins Gesicht, wenn sie den Erzieherinnen und Erziehern nicht gehorchen. Mit neun Jahren wird Katja aus ihrer Familie genommen. Zusammen mit ihrer ersten Schwester kommt sie in eine Pflegefamilie. Die Pflegeeltern kümmern sich sehr intensiv um Katja. Nach wenigen Monaten kommt es zu einer unverständlichen Situation. Katjas Schwester sitzt abends schreiend auf dem Bett und wirkt sehr verängstigt. Als die Pflegeeltern sich ihr nähern, weicht sie zurück. Keines der Kinder kann sich zur Situation äußern. Die Pflegeeltern äußern den Verdacht, dass Katja ihre Schwester geschlagen oder vielleicht sogar sexuell missbraucht hat, da die Schwester entsprechende Verletzungen hat. Katja wird daraufhin zunächst in die Psychiatrie und von dort aus in eine Wohngruppe übergeben. In der Wohngruppe beginnt Katja zu stehlen und die Schule zu schwänzen. Sie verlässt jeden Morgen pünktlich das Haus und verspricht zur Schule zu gehen. In Klärungsversuchen gibt sie stets alles zu. Entschuldigt sich bei den Betreuerinnen und Betreuern und setzt sich immer wieder das Ziel, ihr Verhalten zu ändern. Nach einem halben Jahr muss sie die Wohngruppe verlassen, da sie keinerlei Bereitschaft zur Mitarbeit erkennen lässt. In den folgenden Jahren wechselt Katja noch neun Mal den Betreuungsort. Mit 15 kommt sie auf eigenen Wunsch für einen länger geplanten Aufenthalt in die Kinder- und Jugendpsychiatrie. Sie kann beim Aufnahmegespräch eine Reihe von Zielen benennen, die sie im Rahmen des Aufenthaltes für sich erreichen will. Die aktuelle Einrichtung verbindet ihren weiteren Aufenthalt in der therapeutischen Wohngruppe mit einer guten Mitwirkung in der Klinik. Nach sechs Wochen wird sie wegen fehlender Therapiemotivation in eine Inobhutnahme-Stelle entlassen. Im Aufnahmegespräch mit der nächsten Einrichtung sagt sie, sich sicher zu sein, zukünftig keine Treffen mehr mit Jungen über das Internet zu arrangieren. Keine Nacktfotos mehr ins Netz stellen zu wollen. Auf jeden Fall zur Schule zu gehen, da dies für ihre Zukunft wichtig sei. Darüber hinaus würde sie sich schon seit Monaten nicht mehr ritzen. Sie habe nun verstanden, wohin sie das alles gebracht habe. Ihr Leben müsse sich ändern. Das habe sie in den Gesprächen mit ihrer Mitarbeiterin vom Jugendamt begriffen.

Grampes: Ja, und man ahnt, wie es weitergehen wird, wenn es so bleibt, wie bisher: Nächste Einrichtung, nächstes Scheitern? Oder übernehme ich damit schon den Fatalismus, den vielleicht auch die eine oder andere Einrichtung verspürt, wenn sie in die Akte von Katja schaut?

Baumann: Das kann so weitergehen. Muss es nicht. Das Problem an der Geschichte ist, dass Katja ja eine ganz effektive Methode entwickelt hat, sich die Helfer vom Hals zu halten. Sie erkennt sofort, was die Helfer von ihr erwarten. Sie erkennt sofort, was man von ihr hören will. Sie weiß genau, was ihre Fehler sind. Man braucht Katja nicht beizubringen, dass das Internet gefährlich ist. Das weiß sie. Sie tut diese Dinge, weil sie gefährlich sind. Sie macht große Versprechungen an das Helfersystem und enttäuscht das Helfersystem dann erbarmungslos. Und das ist ihre Taktik. Die Leute vor den Kopf zu stoßen. Ich habe ein anderes junges Mädchen erlebt, das hat zu seiner Betreuerin gesagt: Du bist der einzige Mensch auf der Welt, der mir helfen kann. Um dann dieser jungen Frau noch am selben Tag das Portemonnaie zu klauen und die Reifen zu zerstechen. Das sind so diese Frontalangriffe, die deutlich machen: Komm' mir nicht zu nahe! Bei Katja ist es nicht die Loyalität zur Familie, sondern bei Katja ist es dieser Gedankengang: Nur ich kann für mich selber sorgen. Nur wenn ich auf mich aufpasse, bin ich sicher. Und ich lasse nicht zu, dass sich irgendjemand in mein Leben einmischt. Und da ist sie hochgradig autonom. Hochgradig effektiv. Lässt niemanden an sich heran. Mittlerweile habe ich mit vielen dieser jungen Menschen zu tun, die sind tendenziell etwas älter, als die der ersten Gruppe. Die werden so richtig aktiv mit 13, 14. Und sind dann teilweise bis ins junge Erwachsenenalter unterwegs. Ich habe mit vielen dieser jungen Menschen in individuellen Projekten gearbeitet. Wenn es gelingt als Helfer, den nötigen Abstand zu halten und dem jungen Menschen wirklich zu vermitteln: Hey, du entscheidest über Nähe und Distanz. Du entscheidest, wie nahe wir uns kommen. Du kannst von mir kriegen, was du willst, aber nur das, was du dir selber nimmst. Ich gebe dir nichts von mir aus. Das müssen die erstmal ausprobieren. Aber wenn die das glauben, dann können die durchaus einschätzen, was sie brauchen.

Grampes: In die Distanz gehen, statt zu sehr in die Beziehung. Aber was mich beschäftigt, wenn ich von so vielen Einrichtungswechseln lese: Wenn so viele Einrichtungen im Spiel sind, dann ist ja auch viel aktenkundig im Laufe der Jahre. Dann weiß man über Katja beziehungsweise über andere vergleichbare Kinder und Jugendliche, dann weiß man doch sehr viel über die. Wieso bringt denn dieses Vorwissen, zumindest in diesem Fall, trotzdem nichts?

Baumann: Naja, sie wird beschrieben, aber nicht verstanden. Das ist das Problem. Ich kann da jetzt so viele Beschreibungen darauf packen wie ich will. Zauberwörter wie „selbst- und fremdgefährdend“, „sexualisiert“, „übergreifig“, wie auch immer ich das benennen will. Damit habe ich ja nur Beschreibungen geliefert. Ich kann in den Bereich der psychiatrischen Diagnosen gehen. Auch da würden mir einige Diagnosen einfallen, die auf Katja passen. Aber auch das sind ja nur Beschreibungen, die eine Heilung einer Krankheit auslösen sollen. Aber damit habe ich noch nicht ihre Lebensgeschichte erfasst. Ich muss verstanden haben, warum sie keinen an sich heranlassen will. Und ich muss verstanden haben, dass ich nur eine Chance habe, wenn ich ihr das zugestehe. Und sage, aus deiner Lebensgeschichte heraus ist es okay, dass du im Moment keinen an dich heranlassen willst. Viele dieser jungen Menschen verbringen zum Beispiel eine Zeit ihres Lebens auf der Straße und leben dort eine Autonomie. Und dann ist das Problem, dann sind sie erstmal aus dem Hilfesystem herausgeglitten - und sie dann wieder zurückzuführen und ihnen wieder Vertrauen in Erwachsene zu vermitteln, das ist ein langer, langer Weg.

Grampes: Aber Autonomie ist ja eigentlich mit Selbständigkeit verbunden. Das wäre ja, naja: Schulabschluss, berufliche Perspektive haben, eine Beziehungsperspektive haben.

Baumann: Das ist sicherlich das, was man sich in einer sozialkapitalistischen Gesellschaft unter Selbstständigkeit vorstellt. Aber das ist ja nicht unbedingt selbstständig. Also, man kann ein großes Fragezeichen daran machen, ob genau diesen Weg zu gehen ein Zeichen von Freiheit ist - oder ob es nicht viel freier ist, aus dem Mainstream auszusteigen.

Grampes: Und dementsprechend stellt dann dieser Mainstream in Ihren Augen keinen Anreiz für Katja dar?

Baumann: Naja, tief in sich hat sie die Sehnsucht schon. Sie würde diese Ziele nicht formulieren, wenn sie sagen würde, mir ist alles egal. Aber sie weiß sowieso, dass sie es nicht kann. Und bevor ich immer wieder erlebe, ich scheitere, mache ich das doch lieber zur Methode. Das ist so ein bisschen der Effekt, das ist gar nicht so unnormal. Ich habe selber mal die Situation erlebt, wo ich ein total schwieriges Vorstellungsgespräch hatte und am nächsten Morgen habe ich angerufen und die Stelle abgesagt. Bevor die mir sagen, dass die mich nicht wollen, ist es doch einfacher, dass ich denen sage, dass ich nicht will. Das sind Erfahrungen, die wir in vielen Bereichen kennen, dass Menschen der Erfahrung der Niederlage ausweichen. Und Katja hat ein Gespür dafür entwickelt: Ich scheitere sowieso. Das hat sie bei ihrer Mutter gelernt. Ich kann es der Mutter nicht recht machen, weil die Mutter eine psychiatrische Erkrankung hat, in der das Erleben der Mutter nicht konstant ist. Und diese Erfahrung, die Katja mit ihrer Mutter gemacht hat, die unterstellt sie jedem Menschen, dem sie begegnet und geht davon aus, ich werde es dem sowieso nicht Recht machen. Also scheitere ich doch lieber methodisch.

(Instrumental, 41 Sek.)

Grampes: Wir haben noch eine Geschichte. Die längste und vielleicht auch am schwierigsten auszuhaltende. Das ist die Geschichte von Sonja.

Sprecherin (Fallgeschichte 3, Sonja): *Sonja wird als drittes Kind ihrer verheirateten Eltern geboren. Sie ist ein so genanntes „Schreibaby“. Bis zu acht Stunden am Stück brüllt sie in den ersten Lebensmonaten, ohne dass sie sich von ihren Eltern beruhigen lässt. Ihre Mutter sagt im Diagnostikgespräch, die einzige Möglichkeit Sonja zu beruhigen ist, sie an die Brust zu nehmen. Damit die anderen Familienmitglieder nachts schlafen können, legt die Mutter das Kind oft abends an und lässt Sonja bis zum nächsten Morgen immer wieder nuckeln. Sonja ist zwar unruhig. So unruhig, dass die Mutter kaum Schlaf bekommt - schreit aber nicht die ganze Nacht durch. In der Konsequenz ist die Mutter nach wenigen Tagen völlig übermüdet. Tagsüber legt sie Sonja in ihr Bett und lässt sie schreien. Sie ist so erschöpft, dass sie*

sich mehr und mehr abwendet. Die Kinderärztin sagt der Mutter, dass sie ihrer Tochter schwer schaden würde, wenn es ihr nicht gelinge, eine gute Bindung zu ihrer Tochter aufzubauen. Schuldgefühle plagen die Eltern. In den wenigen Phasen, in denen Sonja schläft, kommt es zu Konflikten zwischen den Eltern über alle möglichen Alltagsthemen. Der Vater verlässt das elterliche Schlafzimmer. Lautstarke Streits zwischen den Erwachsenen sind an der Tagesordnung. Nach circa vier Monaten hören die Schreiattacken auf. Die Mutter stillt daraufhin sofort ab. Der Vater kehrt nicht ins Schlafzimmer zurück. Er bleibt abends zunehmend lange im Büro oder verlässt mit den älteren Kindern das Haus. Als Sonja zehn Monate ist, zieht der Vater aus. Er holt die beiden älteren Geschwister jedes zweite Wochenende zu sich. Sonja sei dafür aber noch zu klein. Diese Einschätzung ändert sich nicht mehr. Der Kontakt bricht ab. Sonjas Mutter versucht, wieder ins Berufsleben einzusteigen, als Sonja drei Jahre alt ist. Sie bekommt einen Kindergarten-Platz für Sonja, der sechs Wochen vor Beginn des Arbeitsvertrags zur Verfügung steht. Die Erzieherinnen sind überzeugt, dass diese Zeit zur Eingewöhnung völlig ausreichend ist. Diese gestaltet sich aber schwierig. Sonja spielt wenig mit den anderen Kindern. Will sich von den Erzieherinnen nicht anfassen lassen. Und sitzt die ganze Zeit auf dem Schoß ihrer Mutter. Nach vier Wochen entspannt sich die Situation immer noch nicht. Im Angesicht des näher rückenden Arbeitsbeginns, wird die Mutter rabiater und verlässt die Kita trotz lautstarkem Protest des Kindes. Auch an ihrem ersten Arbeitstag lässt sie ein schreiendes Kind zurück. Als Sonja sich nach drei Stunden noch nicht beruhigt hat, versucht eine Erzieherin, sie auf den Schoß zu nehmen. Sonja beißt ihr in die Hand. Die Einrichtung ruft daraufhin die Mutter an. Sie müsse ihr Kind abholen. Nach sechs Wochen wird der Mutter im Rahmen der Probezeit gekündigt, weil sie sich immer wieder während der Arbeitszeit um ihre Tochter kümmern muss. Im Alter von fünf Jahren muss Sonja die Kita endgültig verlassen, weil ihre Aggressionen nicht mehr beherrschbar erscheinen. Sonjas Mutter ist völlig verzweifelt und wendet sich an das Jugendamt. Sonja wird in eine heilpädagogische Tagesgruppe aufgenommen. Nach kurzen Eingewöhnungsschwierigkeiten kann sie sich dort gut einlassen. Sie fokussiert sich auf eine Betreuerin und wünscht sich eine Rund-um-die-Uhr-Einzelbetreuung. Das Team beschließt daraufhin, dass sich diese

Kollegin etwas von Sonja distanziert und ein männlicher Kollege die Bezugsbetreuung übernimmt. Im Rahmen der Elternarbeit wird besprochen, die Mutter müsse sich konsequenter von übermäßigen Nähe-Wünschen ihrer Tochter abgrenzen und darauf achten, dass sie als drei Kinder gleichbehandele. Mit näher rückender Einschulung beginnt Sonja, sich in der Einrichtung zunehmend kleinkindhaft zu benehmen. Essen tut sie nur noch, wenn sie gefüttert wird. Sie nässt wieder ein und hält sich nur noch in der Nähe der Betreuerinnen und Betreuer auf. Die Tagesgruppe formuliert diese Entwicklungsrückschritte. Die teilstationäre Hilfe wird daraufhin beendet, da die ursprünglichen Ziele nicht erreichbar scheinen. Die Mutter wendet sich daraufhin wieder an das Jugendamt und stellt Sonja in der Kinder- und Jugendpsychiatrie vor, mit Bitte um Aufnahme. Als dort von einer Wartezeit von mindestens vier Monaten die Rede ist, wird Sonja in einer Einrichtung eines Jugendhilfe-Trägers in Obhut genommen. Sonja nimmt schnell Kontakt zu einer Betreuerin auf. Ist diese im Dienst, folgt die Sechsjährige ihr auf Schritt und Tritt. Setzt sich von außen in den Türrahmen, wenn die Betreuerin auf die Toilette muss. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter formulieren daraufhin, das Kind würde in der Einrichtung viel zu sehr in die Bindung gehen, was nicht gut sei, da diese ja kein Lebensort auf Dauer sei, sondern planmäßig nach drei Monaten beendet wird. Sonja wird anschließend in einer heilpädagogischen Kleinwohngruppe aufgenommen. Es folgen drei weitere Wohngruppen. In keiner dieser Wohngruppen nimmt Sonja ernsthaft Kontakt zu den Erwachsenen auf. Sie zieht sich völlig zurück. Mit elf Jahren kommt sie in eine neue Wohngruppe. In dieser gibt es ein seit Jahren zusammenarbeitendes Team. Die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen verstehen sich gut und unterstützen sich in schwierigen Phasen. Im Vorfeld wird überlegt, dass eine Mitarbeiterin, die mit 30 Jahren noch recht jung, aber schon seit sieben Jahren im Team arbeitet, die Bezugsbetreuung für Sonja übernimmt. Sonja kann sich auf diese Betreuerin einlassen. Bei den anderen Teammitgliedern bleibt sie in der Distanz. Nach einigen Wochen kommt es zu schweren Auseinandersetzungen zwischen Sonja und ihrer Bezugsbetreuerin. Bei anderen Teammitgliedern kommt es kaum zu Konflikten. Bei der Gruppenleitung ist sie sogar überangepasst. Ist ihre Bezugsbetreuerin aber im Dienst folgt ein Konflikt dem nächsten. Mehrfach ist sie bis tief in die Nacht mit

Sonja beschäftigt. Sonja erzählt der Gruppenleitung, sie genieße es, wenn alle anderen Kinder im Bett seien, mit ihrer Betreuerin alleine zu sein. Sie wünsche sich, dass alle anderen Kinder weg seien. Die Bezugsbetreuerin greift diese Aussagen gegenüber Sonja auf. Sie vereinbart mit Sonja Rituale, die ihr Exklusivzeit mit ihr garantieren, insofern Sonja auf die abendlichen Eskapaden verzichtet. Daraufhin beruhigt sich die Situation sehr schnell. Die Betreuerin verspürt dennoch eine extreme Belastung im Kontakt mit Sonja, wovon sie in den Teambesprechungen erzählt. Die anderen Teammitglieder können dies nur wenig nachvollziehen, da Sonja in deren Diensten recht lieb sei. Darüber hinaus ermuntern sie ihre Kollegin, durchzuhalten. Ihre Interventionen seien ja durchaus erfolgreich. Als sich die Bezugsbetreuerin aber eines Morgens krankmelden muss, ritzt sich Sonja mit einem Brieföffner den Namen der Betreuerin in die Schulter und pinselt die tiefe Wunde mit Nagellack einer anderen Jugendlichen aus. Sie versteckt die Wunde und die völlig voll gebluteten T-Shirts, mit denen sie die Wunde notdürftig verbunden hat. Die Betreuerin kommt am nächsten Morgen wieder in den Dienst. Sonja trägt ein kurzärmeliges Top und begrüßt ihre Betreuerin mit den Worten: „Guck mal, für dich.“ Die Wunde leuchtet in den unterschiedlichsten Farben und ist völlig verdreckt. Die Betreuerin ist in Schockstarre. Sonja fängt an zu weinen und sagt: „Das habe ich für uns getan.“ Eine Kollegin fährt mit Sonja ins Krankenhaus zur Wundversorgung. Sie muss für eine Nacht zur Beobachtung in der Klinik bleiben. Als klar ist, dass Sonja an diesem Abend nicht mehr zurückkommt, gelingt es ihrer Bezugsbetreuerin, den Dienst zu Ende zu bringen. Am nächsten Tag aber fühlt sie sich wie gelähmt. Sie geht zum Arzt und wird krankgeschrieben. Als Sonja wieder aus der Klinik entlassen wird und ihre Betreuerin nicht da ist, dauert es keine 24 Stunden, und sie wird aufgrund eines Suizidversuchs in die Kinder- und Jugendpsychiatrie eingeliefert.

Grampes: Herr Baumann, die Schockstarre der Betreuerin kann vermutlich jeder nachvollziehen. Dabei scheint die letzte Einrichtung, in der Sonja jetzt ist, doch erstmal sehr viel richtig gemacht zu haben. Was ist passiert, das diesen Verlauf erklären kann?

Baumann: Ja, diese dritte Gruppe, das sind die Verläufe, einerseits enden die oft fatal. Das sind die mit dem bösesten Nachgeschmack. Gleichzeitig sind es aber doch auch die Kinder, bei denen man am ehesten noch einen guten Grund zur Hoffnung hat. Was in diesen Verläufen passiert ist, diese Kinder spüren noch diesen Beziehungshunger, den die zweite Gruppe, das Fallbeispiel Katja, über die wir gerade gesprochen haben, nicht mehr spürt. Sondern diese Kinder spüren sehr ihren Beziehungshunger. Das Problem bei diesen Kindern ist, sie sind nicht satt zu kriegen. Das ist einfach ein unstillbares, endloses Bedürfnis nach Beziehung. Und diese Kinder können diese Beziehung nur aushalten, wenn sie ihren Beziehungspartner zu 100 Prozent kontrollieren können. Und das macht es so schwer, weil kein Mensch kann einer Beziehung standhalten, in der er kontrolliert wird. Man sieht die Bedürftigkeit des Kindes, diese Kinder strahlen ganz, ganz viel aus: Bitte rette mich, bitte nimm mich in den Arm, bitte sei für mich da. Die tragen am offensten ihre Wunden, die sie biographisch erlebt haben, vor sich her. Also, die erzählen auch darüber, was eine Katja oder ein Chris wahrscheinlich nicht machen werden. Und man hat so diesen Helferimpuls, diesen Kümmere-Dich-Impuls, aber in dem Moment, wo man sich dem Kind zuwendet, wird man als Helfer selber überfordert und hält es nicht mehr aus. Letztlich auch die Falle, in der in dem Film „Systemsprenger“ der Micha in der Kommunikation mit Benni gerät. Er wendet sich ihr zu. Sie öffnet sich. Und er erträgt es nicht, was dann passiert. Und das ist eben so dieser Aspekt, weswegen es dann zu solchen Situationen kommen kann. Das Fallbeispiel Sonja, da haben wir den in die Schulter geritzten Namen. In einer anderen Situation, Benni schlägt den Kopf an die Scheibe, wo er sie zurück in die Einrichtung bringt. Das sind hochdramatische Situationen, wo die Pädagogen vollkommen hilflos danebenstehen und es nicht verhindern können. Denn das Kind eskaliert, weil man eine gute Beziehung zu ihm hat.

Grampes: Was mich sehr beschäftigt hat an dieser Geschichte mit Sonja ist, dass irgendwie keiner Schuld zu sein scheint. Also, ich will nicht sagen, es muss jemand schuld sein, aber vielleicht war da doch ein Bedürfnis, jemanden verantwortlich zu machen. Aber da ist am Anfang diese Mutter, von der sich der Vater distanziert. Und es sind so viele Leute wirklich extrem bemüht, das Ding zu drehen. Und es gelingt trotzdem nicht. Stelle ich mir extrem herausfordernd vor.

Baumann: Ja, genau, das sind die Biographien, die schon in sich eine hohe Tragik bergen. Also, bei manchen Geschichten läuft es einem eiskalt den Nacken herunter, was da auch alles an negativen Dingen einfach zusammenkommt, sich ballt. Und was diese Kinder so bedürftig macht. Das ist so diese Schwierigkeit, die einen dann oft so sprachlos macht. Und die in einem auch diesen Impuls auslöst, unbedingt helfen zu wollen. Man hat ja das Gefühl, ich bin da dran. Ich habe einen Zugang zu diesem Kind. Und ich muss das jetzt durchhalten. Aber letztlich ist es eben so, dass diese Bedürftigkeit aus diesen Lebensgeschichten riesen-, riesen-, riesengroß ist. Und das sind diese Momente, in denen es ganz schwer auszuhalten ist, für sich selber die Grenzen einzuhalten, die man aber einhalten muss, wenn man eine Chance haben will über lange Zeit mit diesen Kindern zusammenzuarbeiten.

Grampes: Aber wenn man auf Abstand ist, dann ziehen sich die Kinder ja auch zurück. Jedenfalls ist das die Logik bei Sonja. Dann ist sie schlicht nicht erreichbar. Also, wie findet man denn diese richtige Balance zwischen gesundem Abstand halten und vielleicht auch, ja, Retterfantasien. Die Fantasie zu haben, ich bin jetzt der exklusive Mensch, dem dieses Kind vertraut. Und ich bringe das jetzt in Ordnung, was so viele nicht in Ordnung bringen konnten.

Baumann: Wenn ich jetzt bei einem Kind die Idee hatte, da geht es um eine solche vampirähnliche Beziehung. Dieses Kind saugt sein Leben aus einem Mitarbeiter, einer Mitarbeiterin heraus, dann war mein Impuls immer, zuerst zu gucken, dass ich diese Mitarbeiterin so gut wie möglich stabilisiert kriege, so dass sie eine klare Distanz zwischen Arbeit und Privatleben halten kann. Also, so ein Kind zum Beispiel würde ich niemals in einer Pflegefamilie unterbringen. Das kann ich nicht 24 Stunden in meinen eigenen Räumlichkeiten ertragen. Das macht mich alle. Ich brauche also einen Teambezug. Ich brauche wechselnde Bezugspersonen. Und was wichtig ist, - diese Kinder erleben ja auch viele Abbrüche - ich brauche als allererstes Rahmenbedingungen, die dem Kind deutlich machen: Egal was du anstellst, wir halten dich aus.

(Instrumental, 61 Sek.)

Grampes: Was ist das, woran Helferinnen und Helfer im Umgang mit sogenannten „Systemsprengern“ am häufigsten scheitern?

Baumann: In seltenen Fällen haben wir einmalige Ereignisse, die so prägend sind, dass die Mitarbeiter sagen, mit diesem Menschen kann ich nicht mehr zusammenarbeiten. Das sind Ausnahmen, aber die gibt es. Das ist zum Beispiel der Fall, wenn ein ernstzunehmender Suizidversuch unternommen wird. Oder das ist der Fall, wenn es um sexuellen Missbrauch geht. Ein nicht unerheblicher Teil von Sexualstraftaten wird von Minderjährigen begangen. Und das sind Ereignisse, wenn die vorkommen, haben wir häufig die Situation, dass Mitarbeiter sagen: Stopp, Grenze, ich nicht mehr. In häufigeren Fällen haben wir einen chronischen Erschöpfungszustand, der entsteht. Man ist immer in der Anspannung, wann passiert das nächste. Dann kommt es zu den Krisen, die sind natürlich anstrengend, mental wie auch körperlich anstrengend. Und wenn das so Ewigschleifen sind, dann sind das ja auch Teamprozesse. Dann hat man häufig in Situationen, in denen Kinder sehr, sehr oft aufgeregter sind, einen hohen Krankenstand, das heißt, ich muss ständig einspringen. Wir haben einen Rund-um-die-Uhr-Versorgungsauftrag für diese Kinder. Das heißt, ich bin auch an Wochenenden, ich bin auch nachts nicht sicher davor, dass eine Vertretung gesucht werden muss für einen Dienst. Eine normale Wohngruppe hat in der Regel nicht mehr als fünf Mitarbeiter. Da kann man mal ausrechnen, wenn da jemand krank wird, während ein anderer Urlaub hat... dann haben die drei anderen wirklich Spaß. Und das sind dann Zeiten... man ist angestrengt. In den Zeiten sind die Kinder in der Regel noch aufgeregter, weil sie die Anstrengung spüren. Gerade die Kinder, die es sehr schwer haben im Leben. Dann schaukeln sich die Prozesse hoch und dann kommt es irgendwann zu diesem Gefühl der absoluten Anstrengung. Darauf reagiert das Hilfesystem leider sehr, sehr häufig damit, dass ein Kind als das schwierigste ausgemacht wird - und das muss dann gehen. Meine Erfahrung als Leitung in der Jugendhilfe ist: Ich kann da ein Kind herausnehmen - in drei Wochen spreche ich über das nächste Kind. Ich muss den Erschöpfungszustand reduzieren. Es geht nicht um das Kind.

Grampes: Sie plädieren ja sehr für einen Blick, der sagt: Schaut in die Biografien dieser Kinder und schaut - so nennen Sie das - welche biografischen Inszenierungen sich daraus ergeben. Was ist der Erfahrungshintergrund der Kinder? Was ist die Weltsicht? Und wie werden Erfahrungen aus dieser Lebenswelt der Kinder reinszeniert im Hilfesystem. Und das ja auch auf beeindruckende Weise - so, dass Gefühle, Kommunikationsmuster und Strukturen etabliert werden, die Kinder und Jugendliche von zuhause aus kennen. Schaut da drauf. - Passiert denn das auch ausreichend? Oder ist nicht etwas gängiger, was ich zusammenfassen würde unter: „Grüner Frosch heißt Lob und rote Katze heißt Strafe?“ Sprich, Konzepte von Belohnung und Bestrafung.

Baumann: Das Erste, was ich dazu gerne sagen würde ist: Unser Jugendhilfesystem funktioniert, wenn wir auf Deutschland gucken, vor allen Dingen aber im internationalen Vergleich, erstmal ganz hervorragend. Wir haben ganz engagierte Pädagogen und Pädagoginnen draußen, die richtig gute Arbeit machen. Und wenn man sich die Komplexität der Problemlagen, mit denen alle Kinder in die Jugendhilfe starten, anguckt, dann haben wir ein extrem erfolgreiches, effektives und effizientes Hilfesystem, das viel besser funktioniert als die Versuche in anderen Ländern, wo man versucht, solche Fälle kriminologisch zu lösen. Oder wo man die Strafmündigkeit immer weiter herabsetzt, um die Kinder härter bestrafen zu können. Da wissen wir: Das hilft gar nichts. Unsere pädagogischen Interventionen wirken. Ein Beispiel: schwere Straftaten bei unter 14-jährigen sind in den letzten zehn Jahren um 40 Prozent zurückgegangen. Und das liegt nicht daran, dass die Kinder friedlicher werden, sondern daran, dass unsere pädagogischen Interventionen und Bemühungen, dass Prävention, dass gewaltfreie Erziehung einfach wirkt. Das ist das Erste. Das Zweite ist, nichtsdestotrotz haben wir eine kleine Gruppe, die uns große Schwierigkeiten macht. Und für diese Gruppe brauchen wir speziellere Methoden. Brauchen wir Spezialisten. Brauchen wir routinemäßig Methoden des Fallverstehens. Und auch Methoden der Kontinuitätsgarantie in Hilfeverläufen. Wo ist der Mensch, der all die Jahre da ist und sagt: Ich bin zuständig?

Grampes: Den sollte es geben?

Baumann: Den muss es geben. Ich schlage immer vor, zwei zu nehmen, im Tandem. Weil erstens, die können sich dann gegenseitig reflektieren und zweitens, es gibt immer Wechsel oder Krankheiten oder Schwangerschaften oder was auch immer. Ich bin der Meinung, in komplexen Hilfeverläufen muss man frühzeitig überlegen, welche beiden Menschen bleiben mit dem jungen Menschen und mit seiner Familie in Kontakt - komme, was wolle. Und der dritte Aspekt, die dritte Frage: Passiert Diagnostik ausreichend in der Sozialpädagogik? Ich behaupte: Nein. Wir ducken uns viel zu sehr als Pädagogen und Pädagoginnen vor anderen Disziplinen. Wir bedienen uns bei so genannten Expertendisziplinen, die aber naturgemäß keine pädagogischen Fragen beantworten.

Grampes: Welche?

Baumann: Zum Beispiel die Psychiatrie. Wenn ein Psychiater eine psychiatrische Diagnostik macht, dann stellt er fest: Liegt hier ein Krankheitswert vor? Und kann ich diesen Krankheitswert durch medizinische und therapeutische Maßnahmen behandeln? Wenn ein Psychiater gefragt wird, was sollte denn jetzt der Pädagoge tun, dann kann der nichts anderes sagen als: Der braucht ein kleines und ein gut strukturiertes Setting. Ja, klar. Was sollen sie auch sonst sagen? Das stimmt für alle Kinder. Aber der Psychiater ist ja nicht per se der Experte der Jugendhilfe, sondern die Jugendhilfe-Fragen muss die Jugendhilfe beantworten. Ich werde nie verstehen, warum in familienrechtlichen Verfahren Erziehungsfähigkeit keine erziehungswissenschaftliche Fragestellung ist. Die meisten Gutachten für Erziehungsfähigkeit werden von Psychologen geschrieben. Wenn die sich gut geschult haben, können die diese Frage durchaus beantworten. Aber ich frage mich immer, warum verlässt sich die pädagogische Institution Jugendamt so sehr auf eine andere Fachdisziplin, die dann sagen soll, sind die Eltern erziehungsfähig oder nicht? Das ist doch eine erziehungswissenschaftlich-pädagogische Fragestellung. Und ich bin der Meinung, dass der Bereich der pädagogischen Diagnostik viel zu duckmäuserisch ist. Dann wird sich einem Testverfahren bedient. Dann werden standardisierte Testverfahren durchgeführt, die erstens selbst in der modernen Testpsychologie hochfragwürdig sind und zweitens, die pädagogisch kaum Aussagewert haben.

Grampes: Was ist in diesem Zusammenhang mit verhaltenstherapeutischen Verfahren? Also der angesprochene grüne Frosch, rote Katze. Kann auch umgekehrt sein - roter Frosch für Strafe und grüne Katze für Lob. Scheint mir sehr weit verbreitet zu sein.

Baumann: Noch verbreiteter sind Punktesysteme.

Grampes: Punktesysteme. Sonnen zur Belohnung. Fünf Sonnen bis null Sonnen. Kann doch schnell in Machtkampf enden. Also, was bedeuten verhaltenstherapeutische Ansätze für diese Klientel?

Baumann: Also, das Erste wäre: Damit Pädagogik verhaltenstherapeutische Ansätze verfolgen könnte, müsste Pädagogik die Verhaltenstherapie verstanden haben. Ein verantwortungsvoller Verhaltenstherapeut wird sich hinsetzen und mit dem Klienten gemeinsam Ziele formulieren. Was willst du von mir? Was ist dein Auftrag an mich? Und dann entwickeln Klient und Therapeut gemeinsam einen Plan, wie diese Ziele erreichbar scheinen. Und diese beiden Schritte sind zwei Drittel der Therapie. Und dann kommt am Ende die Umsetzung, also dass am Ende Therapeut und Angstpatient zusammen auf den Fernsehturm fahren, um Höhenangst zu überwinden. Das ist dann banal. Das ist nichts im Vergleich zu diesem Aushandlungsprozess vorher. Die Pädagogik denkt jetzt, oh wir sind professionell, wir machen Verhaltenstherapie - und nimmt sich nur den Verstärkerplan. Sie vergisst, dass man die Ziele aushandeln muss, sondern wir setzen fremdbestimmte Ziele. Schulbesuch, soll sein Zimmer aufräumen, soll beim Essen stillsitzen. Das sind ja nicht die Ziele des Klienten. Das sind ja meine Ziele. Und dann nehme ich meine Ziele, stülpe sie dem Klienten drüber, nehme meine Belohnung und Bestrafung. Ein Regelsatz für alle Kinder - als ob das jemals irgendwo auf der Welt funktioniert hätte. Und dann haue ich das da drüber und wundere mich, dass es nicht funktioniert. Weil ich die beiden wichtigsten Schritte der Verhaltenstherapie vergessen habe. Und dann kommt der zweite Bereich: In einer Wohngruppe heißt: Zusammenleben. Und zusammenleben ist nicht therapieren. Jeder Verhaltenstherapeut wird zu Angehörigen sagen, lassen Sie die Finger davon. Sie können nicht Lebensgefährte, Sie können nicht Sohn, Tochter oder Vater und gleichzeitig Therapeut sein. In der Pädagogik leben wir mit den Kindern zusammen und wollen sie gleichzeitig therapieren. Das ist die zweite Paradoxie.

Und dann kommt noch dazu der dritte Aspekt, um ein Kind durch Belohnung und Bestrafung erziehen zu können. Das tut jeder Erzieher, nicht? Auch zuhause steuere ich die Hausaufgaben durchaus mal über ein In-Aussichtsstellung von: Da kann ich heute Abend noch einen leckeren Nachtisch mitbringen. Oder der Fernseher bleibt aus, bis du das gemacht hast. Damit steuern wir ganz normal. Und das ist gut und richtig so. Das konnte meine Oma schon, obwohl sie den Begriff „operantes Konditionieren“ noch nie gehört hat. Aber um ein Kind so erziehen zu können, muss ich etwas in der Hand haben, was dem Kind auch wichtig genug wäre. Und die Fallbeispiele, die wir gehört haben, sind da musterbeispielhaft. Chris, der reagiert genau auf das nicht. Denn der ist in existenzieller Angst. In dem Moment habe ich nichts, was ich ihm anbieten könnte, was ihm so viel wert wäre, dass er seine Angst beiseiteschiebt. Und ich will nichts in der Hand haben, was ihm noch mehr Angst macht, als seine Misshandlungserfahrung. Das heißt, die Idee, ich habe etwas, vor dem er so viel Angst hat, dass ich ihn steuern kann, ist die absolute Paradoxie, bringt gar nichts. Eine Katja wird das jederzeit als Einladung verstehen. Die sieht das sofort als sportlichen Wettbewerb. Ey, cool, ihr sagt, „wenn, dann“ - klasse, dann habe ich das Spiel ja in der Hand. Und das sind die Prozesse, die passieren. Und das blenden die Kinder aus ihrer Biographie aus. Das kann man in jeder Schulklasse beobachten. Das Kind, das Freitagmittags nie in die Belohnungskiste greifen darf, wird irgendwann für sich zu dem Schluss kommen, ich will da gar nicht hineingreifen. Da ist nur Babykacke drinnen. Und das ist das Phänomen. Was soll der denn machen? Soll der jeden Freitagnachmittag weinen, weil alle Mädchen dürfen in die Kiste greifen und er nicht? Nein, identitätsmäßig ist es viel gesünder zu sagen, ich will das gar nicht. Das ist aktiver Selbstschutz. Und das ist so dieser Aspekt dieser erzieherischen Dinge über Konsequenz, egal ob wir das jetzt Belohnung, Bestrafung oder Erpressung und Bestechung oder Sanktion nennen wollen. In der Pädagogik hat sich auch der Begriff der „logischen Konsequenzen“ eingebürgert, was nichts anderes als eine makabere Umschreibung von „Erpressung und Bestechung“ ist. Bei Kindern, die in ihrer Biographie sehr, sehr schwere Kränkungen erlebt haben oder aufgrund von organischen Erkrankungen gar nicht in der Lage sind, solche Prozesse zu lernen, ist so etwas vollkommen sinnlos.

(Trenner: Piepston)

Grampes: Ein Zitat aus Ihrem aktuellen Buch habe ich mir eingekreist. Da blieb ich gerade bei der Paradoxie noch einmal hängen, von der Sie gesprochen haben: „Pädagogisches Handeln ist immer ein Handeln in der Widersprüchlichkeit der Situation. Dass wir handeln müssen, ohne genau zu wissen, was wir eigentlich gerade tun.“

Baumann: Genau, ich sagte meinen Studenten immer: Wenn ihr was Leichtes studieren wollt, dann müsst ihr Physik studieren. Das sorgt in der Regel für ein bisschen Erheiterung, aber Physik ist relativ einfach. Ich muss die Theorien kennen und Formeln. Und dann kann ich alles berechnen. So funktioniert Pädagogik leider nicht. Weil Menschen keine trivialen Maschinen sind, die sich nicht an einfache Gesetzmäßigkeiten halten. In der Pädagogik ist es immer ein Interaktionsprozess, der durch unbändig viele Aspekte beleuchtet wird. Und das heißt, das, was heute wunderbar funktionieren kann, kann morgen total falsch sein. Das, was bei Kind A funktioniert, kann bei Kind B das völlig falsche sein. Und das, was mein Kollege mit großem Erfolg tut, kann sein, dass ich es einfach nicht glaubhaft rüberbringen kann und es deswegen nicht klappt. Ich schiebe meinen Impuls, kriege die Reaktion - und nur, wenn ich in der Lage bin, den Impuls, den das Kind mir zurück gibt, zu nehmen und daraus die nächste Situation zu gestalten, dann kann ich professionell handeln. Und das muss ich tun, ohne Angst, dass es schief gehen könnte. Also, ich muss im Prinzip improvisieren - in der festen Annahme, es gäbe ein Drehbuch.

Grampes: All das, worüber wir jetzt gesprochen haben, darüber haben Sie ja auch mit Nora Fingscheidt gesprochen, wahrscheinlich auch noch viel mehr. Mit der Regisseurin von „Systemsprenger“ - der gerade ein größeres Bewusstsein vielleicht schafft für das Thema „Systemsprenger“? Was hat dieser Film ausgelöst aus ihrer Sicht?

Baumann: Viele Menschen, die mit Pädagogik nichts am Hut haben, beschäftigen sich plötzlich mit diesem Film. Und was ich diese Stärke dieses Films finde ist, er erzeugt sehr starke Bilder, die ich als Wissenschaftler nicht in meinen Theorien oder auch in meinen Fallgeschichten so deutlich präsentiert kriege, wie es die filmische Inszenierung kann. Das ist das, wovon ich mir ein bisschen Nachhall erwarte. Das kann ich nicht weg theoretisieren.

Es gibt in der Frage, wie wollen wir in Deutschland Pädagogik gestalten, durchaus auch politische Lager. Die aufgrund von Parteien, Ideologien ihre Haltung vertreten. Nehmen wir mal nur den Aspekt: Förderschule ja oder nein. Und diese Diskussionen - lagerspezifisch, theoriereduziert, ich nehme die Theorie, die mir am besten in mein Weltbild passt und danach argumentiere ich - die brechen sofort zusammen, wenn in der Szene, wie im Einspieler dargestellt, Benni auf diesem Holzbalken sitzt und nach ihrer Mama weint. Dann brechen diese Bilder in sich zusammen. Und das ist das, was ich an diesem Film die Stärke finde. Es gibt der Diskussion eine neue, weil endlich emotionale Qualität.

Grampes: Aber vielleicht ja nicht nur das. Sie sind ja mit dem Filmteam auch bei Filmvorführungen öffentlich dabei gewesen. Und in Diskussionen gekommen. Was hat sich daraus ergeben?

Baumann: Ich war jetzt schon von drei Sozial- und Familienministerien eingeladen in verschiedenen Bundesländern - ich sage jetzt mal nicht, welche - wo das Thema sehr, sehr offen diskutiert wurde. Ich war in der Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter, die ja in Deutschland für die Jugendhilfeplanung zuständig ist. Habe dort hinter verschlossenen Türen einen Vortrag vor der Leitung der Landesjugendämter halten dürfen, die zu dem Termin auch alle dort waren. Und es wird sich zeigen müssen, wieviel Nachklang es jetzt tatsächlich hat. Was ich mir wünschen würde, ist natürlich schon, dass es nochmal regional Initiativen gibt, sich diesem Thema stärker anzunehmen. Was ich mir natürlich als Wissenschaftler wünschen würde, wäre auch mehr Forschungsinitiative. Mehr einerseits Geld für Forschung, aber auch einfach noch ein bisschen mehr Unterstützung von Nachwuchswissenschaftlern, die sagen, wir widmen uns diesem Thema. Weil im Moment muss man sagen, es gibt in Deutschland verdammt wenige Wissenschaftler, die sich diesem Thema wirklich widmen und über die Frage, darf man denn jetzt Systemsprenger sagen oder nicht, hinauskommen und tatsächlich dieses Thema erforschen. Da sind wir im Moment eine Handvoll Leute. Und da könnten wir dringend noch Engagement aus dem Bereich brauchen, um auch ein bisschen Wissenstransfer in die Praxis zu kriegen.

Grampes: Sie haben beschrieben, dass im gesellschaftlichen Diskurs Tendenzen des Ausgrenzens, Wegsperrens und Racheimpulse gegenüber betroffenen Kindern und Jugendlichen zu beobachten sind. Und dass die sogar zunehmen. Ist das etwas, was jetzt auch in Bewegung kommen könnte? Dass sogenannte „Systemsprenger“ ein relativ mieses Image haben, liegt ja erstmal auf der Hand.

Baumann: Also, ich würde schon hoffen, dass dieser Film die Doppeldeutigkeit auf beiden Ebenen-. Es ist ja nicht nur das Kind, sondern auch das Hilfesystem. Ich sage jetzt einfach mal, wenn in bestimmten Krimisendungen das Jugendamt auftaucht, dann weiß man, was die Stunde geschlagen hat. Und dann kriegen die wieder ihren Lack ab. Und es ist das erste Mal eine Darstellung, in der wirklich auf Gut und Böse verzichtet wird. Von den wirklich handelenden Protagonisten werden alle beteiligten Personen sowohl sympathisch als auch engagiert, als wirklich wollend beschrieben. Und auch das Kind wird in seinen weichen wie auch in seinen aggressiven wie auch in seinen gekränkten Seiten gezeigt. Und das wäre so der Punkt... wenn das ein bisschen breiter in der Öffentlichkeit ankommt: Dass die bösen Jugendlichen, die gestern in der Fußgängerzone wieder randaliert haben und über die ich mich so herrlich aufregen kann, vielleicht dieselben sind, über die ich gestern geweint habe, weil ich wieder etwas darüber erfahren habe, wie in Deutschland teilweise mit Kindern umgegangen wird - wenn wir diesen Impuls hinkriegen würden, dann wäre viel gewonnen.

(Instrumental, darüber gesprochen:

Timo Grampes: *Systemsprenger, die Sendung. Mit Menno Baumann.*

Menno Baumann: *Sprecherin: Marie Kaiser.*

Marie Kaiser: *Online: Thomas Groh*

Thomas Groh: *Technik: Jan Lütke-Stratkötter*

Jan Lütke-Stratkötter: *Redaktion: Thorsten Jantschek.*

Thorsten Jantschek: *Autor: Timo Grampes*

- endet auf Piepston.)